



PHILIPPA
GREGORY

GEZEITEN LAND

ROMAN

KNAUR 

Philippa Gregory

GEZEITEN
LAND

Roman

*Aus dem britischen Englisch
von Ute Brammertz*

Über dieses Buch

1648 ist ein gefährliches Jahr in England – selbst Könige können ihren Kopf verlieren. In einer Mittsommernacht wartet die junge Kräuterkundige Alinor auf dem Friedhof auf den Geist ihres Mannes, der auf See verschollen ist. Stattdessen trifft sie auf einen Flüchtenden, der als Ketzer gejagt wird. Alinor zeigt dem verzweifelten jungen Mann die geheimen Pfade durch den Sumpf – und ahnt nicht, dass sie damit eine Katastrophe heraufbeschwört.

Denn längst haben Alinors Kräuterwissen und eigensinnige Entschlossenheit das Misstrauen der Dörfler geweckt. Als man die Heilkundige nun mit einem Katholiken in Verbindung bringt, folgt ihr bald ein Wort, wohin sie auch geht, erst gemurmelt, dann immer lauter. Ein Wort, das Alinors Tod bedeutet: »Hexe« ...

Inhaltsübersicht

Widmung

Wattenmeer, Sussex, Mittsommerabend, Juni 1648

Wattenmeer, Sonntag, Juli 1648

Wattenmeer, Juli 1648

Wattenmeer, Juli 1648

Wattenmeer, August 1648

Wattenmeer, August 1648

Wattenmeer, September 1648

Newport, Insel Wight, September 1648

Wattenmeer, September 1648

Douai, Frankreich, September 1648

Wattenmeer, Oktober 1648

Douai, Frankreich, Oktober 1648

Wattenmeer, Oktober 1648

Douai, Frankreich, November 1648

Wattenmeer, November 1648

Douai, Frankreich, November 1648

Wattenmeer, November 1648

Douai, Frankreich, Dezember 1648

Wattenmeer, Dezember 1648

London, Dezember 1648

Wattenmeer, Dezember 1648

London, Dezember 1648

Wattenmeer, Dezember 1648

Den Haag, Niederlande, Dezember 1648

Wattenmeer, Januar 1649

Westminsterpalast, London, Januar 1649

Wattenmeer, Januar 1649

London, Januar 1649

Wattenmeer, Februar 1649

London, Februar 1649

Wattenmeer, Februar 1649

Wattenmeer, Februar 1649

Für Anthony

Wattenmeer, Sussex, Mittsommerabend, Juni 1648

Die Kirche erhob sich grau vor einem Himmel in hellerem Grau, der Glockenturm dunkel vor noch dunkleren Wolken. Als die Flut flüsternd über das Watt kam und mit einem kleinen Zischen wieder vom Strand zurückwich, vernahm die junge Frau das leichte Knirschen des Kieses.

Es war der Vorabend des Johannistags, dem Höhepunkt des Jahres, und obwohl die Nacht warm war, fröstelte sie. Denn sie war hier, um einen Geist zu treffen. In dieser Nacht wandelten die Toten herum, in dieser Nacht und an den Tagen ihrer Namenspatrone.

Allerdings bezweifelte sie, dass ihr versoffener, brutaler Ehemann unter dem Schutz eines bestimmten Heiligen gestanden hatte. Sie konnte sich nicht vorstellen, dass auf seinem unsteten Weg zwischen Meer und Wirtshaus himmlische Augen auf ihn geblickt hatten. Sie wusste nicht, ob er weggelaufen oder tot war, oder ob er gewaltsam von der treulosen Flotte, die sich gegen ihren König gewandt hatte und nun unter der Rebellenflagge fürs Parlament segelte, als Matrose angeworben worden war.

Sollte sie seinen Geist sehen, wüsste sie endlich mit Sicherheit, dass er tot war. Sie könnte sich zur Witwe

erklären lassen und frei fühlen. Falls er ertrunken war, würde sein Geist ganz gewiss in dieser Mittsommernacht kommen. Während der fahle Schimmer aus dem Westen davon sprach, dass die Sonne sich weigerte unterzugehen, würde er auf dem nebligen Friedhof herumirren und dabei Wasser vertropfen. Alles fiel aus Raum und Zeit an diesem Mittsommerabend mit seinem Vollmond. Die Sonne war nicht versunken, der Thron war leer, die Welt aus den Fugen: ein König im Gefängnis, Rebellen an der Macht und ein blasser Mond, weiß wie ein Totenkopf inmitten grauer, fliegender Wolkenfetzen.

Falls sie dem Geist ihres Ehemannes begegnen sollte, der wie Seenebel durch die dunklen Eiben trieb, wäre sie so glücklich, wie sie es seit ihrer Kindheit nicht mehr gewesen war. Falls er ertrunken war, war sie frei. Falls er unter den Wiedergängern weilte, würde sie ihn ganz bestimmt treffen, denn wie schon ihre Mutter, ihre Großmutter, wie seit Generationen alle Frauen ihrer Familie, die seit jeher hier in den Wattgebieten der angelsächsischen Küste gelebt hatte, besaß sie das Zweite Gesicht.

In dem überdachten Kirchenportal standen zu beiden Seiten des Eingangs alte Holzbänke aus verzogenen Schiffsplanken. Sie wickelte sich das Tuch fester um die Schultern und setzte sich. Sie wollte darauf warten, dass der Mond seinen mitternächtlichen Höchststand über dem Kirhdach erreichte. Mit dem Rücken lehnte sie sich an die kalten Steine. Sie war siebenundzwanzig Jahre alt und so

erschöpft wie eine Sechzigjährige. Ihre Augen fielen zu, und sie begann einzudämmern.

Das Knarren des überdachten Kirchhofs und schnelle Schritte auf dem Kiesweg des Friedhofs rissen sie jäh aus dem Schlaf und ließen sie aufspringen. Sie hatte nicht geglaubt, dass der Geist ihres Ehemannes so früh käme – im Leben war er stets zu spät gewesen –, doch falls er es sein sollte, musste sie mit ihm reden.

Atemlos trat sie aus dem Kirchenportal hervor und nahm ihren Mut zusammen. Sie war entschlossen, jeglicher Erscheinung, die ihr aus dem Dunkel des Friedhofs entgegenkam, die Stirn zu bieten. Sie konnte das Salzwasser in der Luft riechen, den flüsternden Atem des hereinkommenden Meers hören und sein Herannahen spüren. Vielleicht war er vom Meerwasser durchtränkt, vielleicht zog er eine Seetangspur hinter sich her – doch dann bog ein junger Mann um die Ecke, wich beim Anblick ihres weißen Gesichts zurück und rief aus: »Gott bewahre! Seid Ihr von dieser Welt oder aus dem Jenseits?«

Im ersten Moment war sie zu entsetzt, um etwas zu erwidern. Völlig reglos stand sie da und starrte ihn an, als würde sie durch ihn hindurchblicken, die Augen zusammengekniffen bei dem Versuch, über ihre irdische Sicht hinauszusehen. Vielleicht war er einer der Untoten: Einst ertrunken, einst erhängt, war er in dieser Nacht unterwegs, der Nacht dieser Geister, unter dem Mittsommermond, ihrem Mond. Er war so schön wie ein Prinz aus dem Märchen, mit langem, dunklem, im Nacken

zusammengebundenem Haar und dunklen Augen in einem vornehm blassen Gesicht. Hinter dem Rücken verschränkte sie die Daumen zwischen den Fingern im Zeichen des Kreuzes, ihre einzige Waffe, um nicht verführt oder davongetragen zu werden, während dieser junge Lord aus einem Königreich in der anderen Welt ihr das Herz brach.

»Sprecht!« Er war atemlos. »Wer seid Ihr? Was seid Ihr? Eine Erscheinung?«

»Nein, nein!«, widersprach sie ihm. »Ich bin eine Frau, eine sterbliche Frau, die Schwester des Fährmanns, die Witwe von Zachary, dem vermissten Fischer.«

Viel später würde sie sich daran erinnern, dass sie ihm als Erstes gesagt hatte, sie sei eine sterbliche Frau, eine verheiratete Frau, eine Witwe, kraft eines Mannes in dieser Welt verankert.

»Wer? Was?«, wollte er wissen. Er war ein Fremder: Die Namen sagten ihm nichts, wohingegen jeder vom Watt sie auf Anhieb gekannt hätte.

»Wer seid Ihr?« An seiner gut geschnittenen dunklen Jacke und dem Spitzenkragen erkannte sie, dass er dem Adel angehörte. »Was macht Ihr hier, Sir?« Hinter ihm hielt sie nach seinem Bediensteten, seinem Begleitschutz Ausschau.

Im gespenstischen Halbdunkel erstreckte sich der leere Friedhof bis hin zu der niedrigen Mauer aus gespaltenen Flintsteinen, die dunkel im Mondschein glänzten, als seien sie überspült und nass zurückgelassen worden. Die Bäume mit ihren dichten Kronen beugten sich und warfen einen

dunkleren Schatten auf den ohnehin dunklen Boden. Das Licht des Mondes warf die Konturen der Grabsteine auf das Gras, zu hören war nichts außer dem sanften Seufzen der hereinkommenden Flut.

»Ich darf nicht gesehen werden«, murmelte er.

»Niemand ist hier, der Euch sehen könnte.« Als sie seine Angst so wegwerfend abtat, betrachtete er abermals ihr ovales Gesicht, ihre dunkelgrauen Augen: eine Frau, so schön wie eine Madonna, doch das Haar unter ihrem Kopftuch verborgen, ihre Gestalt in der schäbigen Kleidung formlos.

»Was macht Ihr zu dieser Nachtstunde hier?«, fragte er misstrauisch.

»Ich bin zum Beten gekommen.« Sie würde diesem Fremden nicht auf die Nase binden, dass eine Witwe, die sich am Mittsommerabend auf dem Friedhof aufhielt, bekanntermaßen darauf wartete, ihrem toten Ehemann zu begegnen.

»Beten?«, wiederholte er. »Gott segne Euch für den Vorsatz. Dann lasst uns reingehen. Ich werde mit Euch beten.«

Er drehte an dem schweren Türknauf und fing, um kein Geräusch zu verursachen, den Riegel auf, als dieser sich auf der anderen Seite hob. Leise wie ein Dieb betrat er vor ihr die Kirche. Sie zögerte, doch er wartete auf sie, hielt ohne ein weiteres Wort die Tür auf, und sie folgte ihm. Als er die Tür hinter ihnen schloss, war da nur das trübe Licht von den Buntglasfenstern, golden und bronzefarben auf

dem Steinplattenboden. Das Geräusch des ansteigenden Meers war verstummt.

»Lasst die Tür auf«, bat sie nervös. »Hier drinnen ist es so dunkel.«

Er öffnete sie einen Spalt, und ein Band aus blassem Mondschein erstreckte sich zu ihren Füßen den Mittelgang entlang.

»Weshalb seid Ihr hier?«, fragte sie. »Seid Ihr ein Gentleman aus London?« Es war die einzige Erklärung für seinen sauberen Kragen und die guten Lederstiefel, den kleinen Rucksack, den er trug, und die warme Intelligenz auf seinem Gesicht.

»Das darf ich nicht sagen.«

Er konnte einer der Agenten sein, die entweder für das Parlament oder den König auf der Suche nach Rekruten durchs Land reisten, bloß dass niemand je auf die Insel Sealsea kam. Außerdem war er allein, ohne Begleiter oder auch nur ein Pferd, als wäre er vom Himmel gefallen.

»Seid Ihr ein Schmuggler, Sir?«

Seine Antwort kam in Form eines kurzen Lachens, das beim gespenstischen Echo seiner Stimme in der leeren Kirche schlagartig abbrach.

»Was denn dann?«

»Ihr dürft niemandem sagen, dass Ihr mich gesehen habt.«

»Und Ihr auch nicht, dass Ihr mich gesehen habt«, erwiderte sie.

»Könnt Ihr ein Geheimnis für Euch behalten?«

Sie seufzte einen nebligen Atemzug in die kalte, abgestandene Luft. »Gott weiß, dass ich viele bewahre.«

Er zögerte, als wisse er nicht, ob ihr zu trauen war oder nicht. »Und seid Ihr vom neuen Glauben?«, fragte er.

»Ich weiß nicht, was daran richtig oder verkehrt ist«, sagte sie vorsichtig. »Ich bete, wie der Pfarrer es mich gelehrt hat.«

»Ich bin vom alten Glauben, dem wahren Glauben«, gestand er im Flüsterton. »Ich bin hierher eingeladen worden, doch die Leute, mit denen ich mich treffen wollte, sind fort. Ihr Haus, wo ich in Sicherheit gewesen wäre, ist verschlossen und dunkel. Heute Nacht muss ich mich irgendwo verstecken, und wenn ich mich gar nicht mit ihnen treffen kann, muss ich irgendwie zurück nach London gelangen.«

Alinor starrte ihn an, als sei er in Wahrheit ein Elfenlord und eine Gefahr für eine sterbliche Frau. »Wollt Ihr damit sagen, dass Ihr Priester seid, Sir?«

Er nickte, als vertraue er Worten nicht.

»Einer, der aus Frankreich geschickt wurde, um mit den heimlichen Papisten die ketzerischen Gottesdienste abzuhalten?«

Er schnitt eine Grimasse. »Unsere Feinde würden das so sagen. Ich würde sagen, ich diene den wahren Gläubigen Englands und bin dem König von Gottes Gnaden treu verbunden.«

Verständnislos schüttelte sie den Kopf. Der Bürgerkrieg war nicht näher als bis nach Chichester gekommen, eine

kleine Stadt sechs Meilen entfernt auf dem Festland, die unter der Belagerung parlamentarischer Streitkräfte zusammengebrochen war.

»Bei der Niederlage von Chichester sind alle Papisten ausgeliefert worden«, warnte sie ihn. »Sogar der Bischof ist auf und davon. Hier in der Gegend sind alle fürs Parlament.«

»Und Ihr nicht?«

Sie zuckte mit den Schultern. »Für mich und die Meinen hat keiner je was getan. Aber mein Bruder ist ein Mann der Armee und ihnen sehr treu ergeben.«

»Aber Ihr werdet mich nicht ausliefern?«

Sie zögerte. »Schwört Ihr, dass Ihr kein Franzose seid?«

»Durch und durch Engländer. Und meinem Land treu.«

»Aber am Spionieren für den König?«

»Ich bin dem geweihten König gegenüber loyal«, erklärte er. »Wie es jeder Engländer sein sollte.«

Sie schüttelte den Kopf, als bedeuteten ihr große Worte nichts. Der König war vom Thron vertrieben worden, seine Herrschaft auf seinen Haushalt zusammengeschrumpft, sein Palast die kleine Burg Carisbrooke Castle auf der Insel Wight. Alinor kannte niemanden, der einem solchen König, der sechs lange Jahre Krieg über das Land gebracht hatte, die Treue geloben würde.

»Wolltet Ihr in der Propstei unterschlüpfen, Sir?«

»Das darf ich Euch nicht verraten. Es steht mir nicht zu, dieses Geheimnis zu lüften.«

Seine übermäßige Geheimniskrämerei entlockte ihr ein leises, ungeduldiges Geräusch. Auf der Insel Sealsea lebte eine derart kleine Gemeinde, nicht mehr als einhundert Familien. Sie kannte jede einzelne davon. Ganz offensichtlich hätte nur ihr Grundherr den Mut gehabt, einen Papistenpriester und royalistischen Spion verstecken zu wollen. Nur die Propstei, das einzige prächtige Haus auf der Insel, hatte ein Bett und Bettwäsche, die eines solchen Gentlemans würdig waren. Nur dem Grundherrn, Sir William Peachey, würde im Traum einfallen, den besiegten König zu unterstützen. All seine Pächter waren fürs Parlament und für die Befreiung von der niederdrückenden Besteuerung, die vom König und den Lords ausging. Es war typisch für Sir William, ein solch riskantes Angebot zu machen, sich dann jedoch nicht daran zu halten und seinen heimlichen Gast gedankenlos in Lebensgefahr zu bringen. Falls dieser junge Mann den Parlamentsleuten in die Hände fallen sollte, würden sie ihn als Spion aufhängen.

»Weiß jemand, dass Ihr hier seid?«

Er schüttelte den Kopf. »Ich habe das Haus aufgesucht, zu dem ich gehen sollte, das sichere Versteck, doch es lag im Dunkeln und war abgesperrt. Es war ein Klopfzeichen an der Gartentür vereinbart, aber niemand kam. Über den Baumwipfeln habe ich den Kirchturm gesehen, also bin ich hergekommen, um zu warten. Vielleicht wird man mir später die Tür öffnen, wenn jetzt gerade alle schlafen. Ich wusste nicht, wohin ich mich sonst wenden sollte. Als ich zur Flut mit dem Schiff hergekommen bin, sah die Gegend

Meile um Meile wie ein Ödland aus Meer und Schlick aus. Ich besitze noch nicht einmal eine Landkarte!«

»Oh, eine Landkarte gibt es nicht«, erklärte sie ihm.

Er sah entgeistert aus. »Keine Landkarte? Warum ist die Gegend denn nicht kartografiert worden?«

»Es ist das Watt«, erklärte sie ihm. »Gezeitenland. Die Kiesbank vorm Hafen und der Hafen selbst ändern sich bei jeder Sturmflut. Die Bewohner von Chichester nennen ihn ›Wandering Haven‹, den wandernden Hafen. Das Meer dringt in die Felder vor und holt sich das Land zurück. Die Gräben laufen über und bilden neue Seen. Hier bleibt nichts lang genug gleich, um vermessen zu werden. Das hier ist das Watt: halb Land, halb Meer, zu nichts zu gebrauchen, nach Westen bis hinüber zum New Forest, nach Osten bis zu den weißen Klippen.«

»Ist der Pfarrer dieser Kirche einer der neuen Männer?«

»Er ist schon seit Jahren hier und tut, was man ihm sagt. Jetzt bekommt er seine Befehle vom neuen Parlament. Er hat die Heiligenbilder noch nicht entfernt oder die Fenster verhängt. Aber er hat die Statuen heruntergenommen, statt des Altars verwendet er einen einfachen Holztisch, und er betet auf Englisch. Er hat gesagt, der gute König Henry habe uns vor hundert Jahren von Rom befreit, und König Charles wolle uns dorthin zurückbringen, aber es werde ihm nicht gelingen. Er sei besiegt. Er sei ruiniert, und das Parlament habe den Krieg gegen den König gewonnen.«

Vor Zorn verfinsterte sich das Gesicht des Fremden. »Sie haben nicht gewonnen«, sagte er bestimmt. »Sie werden

niemals gewinnen. Sie können nicht gewinnen. Es ist noch nicht vorüber.«

Sie schwieg. In ihren Augen war es für den König längst vorüber: er in Gefangenschaft, seine Frau nach Frankreich geflohen, zwei kleine Kinder zurückgelassen, und sein Sohn, der Prinz, in die Niederlande gereist. »Ja, Sir.«

»Würde er mich denunzieren, dieser Pfarrer?«

»Das müsste er wohl.«

»Gibt es hier irgendjemanden vom alten Glauben? Versteckt? Auf dieser Insel?«

Sie breitete die Hände aus, wie um ihre Unwissenheit zu zeigen. Ihre Handflächen waren von den Panzern von Hummern und Krebsen und den rauen Fischernetzen zerschrammt und narbenübersät.

»Ich weiß nicht, was Menschen im Herzen tragen«, sagte sie. »In Chichester waren viele für den König, manche von ihnen Papisten, aber sie wurden umgebracht oder sind davongelaufen. Ich kenne niemanden außer ein oder zwei alten Frauen, die sich noch an den alten Glauben erinnern. Die meisten Leute sind wie mein Bruder: gottselige Männer. Mein Bruder hat in der New Model Army unter dem General gekämpft. General Cromwell heißt er. Ihr werdet von ihm gehört haben?«

»Ja, ich habe von ihm gehört«, sagte er grimmig. Er hielt inne und dachte angestrengt nach. »Kann ich heute Nacht nach Chichester gelangen?«

Sie schüttelte den Kopf. »Die Flut kommt gerade herein, und für mitten im Sommer ist sie heute Nacht hoch. Man

kann die Furt zur Straße nach Chichester bis zum Morgen nicht überqueren, und dann würde man Euch sehen. Wird Euer Boot nicht zurückkommen, um Euch abzuholen?«

»Nein.«

»Dann werdet Ihr Euch bis zur Ebbe morgen Abend verstecken und in der Dämmerung über die Furt gehen müssen. Die Fähre könnt Ihr nicht nehmen. Mein Bruder ist der Fährmann, und er würde Euch sofort festnehmen.«

»Woran würde er mich als Kavalier erkennen?«

Ihr Lächeln ließ ihr Gesicht erstrahlen. »Sir, niemand auf Sealsea sieht aus wie Ihr! Nicht einmal Sir William ist so vornehm.«

Er errötete. »Nun, wenn ich auf der Insel bleiben muss, wo kann ich mich verstecken?«

Sie überlegte einen Augenblick. »Ihr könnt bis morgen Abend im Schuppen meines Ehemanns bleiben«, bot sie an. »Das ist der einzige Ort, der mir einfällt. Eigentlich taugt er nicht für Euch. Dort hat mein Mann seine Netze aufbewahrt und seine Eimer. Aber er wird nun schon seit Monaten vermisst, und mittlerweile geht keiner mehr dorthin. Ich kann Euch am Morgen etwas zu essen und Wasser bringen. Und wenn es hell ist, könnt Ihr vielleicht zur Propstei gehen, gleich dort drüben. Ihr könntet am Morgen heimlich hingehen und darum bitten, mit dem Verwalter zu sprechen. Seine Lordschaft ist auswärts, aber vielleicht nimmt Euch der Verwalter auf. Ich weiß es nicht. Woran sie glauben, kann ich nicht sagen. Ich weiß es nicht.«

Dankbar neigte er den Kopf. »Gott segne Euch«, sagte er. »Ich glaube, Gott muss Euch mir als Retterin geschickt haben.«

»Zuerst zeige ich Euch den Netzschuppen, bevor Ihr mich dafür segnet, dass ich Euch dort schlafen lasse«, sagte sie. »Für Leute wie Euch ist der nichts. Dort stinkt es nach altem Fisch.«

»Einen anderen Ort habe ich nicht«, sagte er schlicht. »Ihr seid meine Retterin. Sollen wir gemeinsam beten?«

»Nein«, sagte sie schroff. »Am besten bringen wir Euch in das Versteck. Ich glaube zwar nicht, dass noch jemand zu dieser Nachtzeit kommt, aber man weiß nie. Manche halten sich gern für sehr gottselig. So jemand könnte herkommen, um im Morgengrauen zu beten.«

»Ihr seid zum Beten hergekommen«, rief er ihr ins Gedächtnis. »Seid Ihr gottselig? Seid Ihr eine der gottseligen Gläubigen?«

Sie errötete angesichts ihrer eigenen Lüge. »Eigentlich bin ich nicht deswegen hergekommen.«

»Weswegen denn dann?«

»Egal.«

Ihre Verlegenheit ließ ihn vermuten, sie habe sich im Rahmen irgendeiner schmutzigen Dorffaffäre zu einem Stelldichein eingefunden. »Wo sind der Netzschuppen und Euer Zuhause?«

»Oben am Watt, in der Nähe des Fährhauses, von der Mühle aus über den Rife.«

»Den Rife?«

»Der Broad Rife«, sagte sie. »Der Fluss, der oben in das Watt fließt. Er richtet sich nach den Gezeiten, ebbt ab und schwillt an, aber er trocknet niemals aus. Gerade ist der Pegel hoch. Es war so ein nasser Sommer, dass die Furt schon seit Wochen nicht mehr trocken gewesen ist.«

»Die Fähre Eures Bruders überquert den Rife bei Flut?«

»Und bei Ebbe gibt es eine Furt, auf der Menschen zu Fuß hinüberkönnen.«

»Ich will Euch nicht in Gefahr bringen. Ich werde den Weg schon finden, wenn Ihr mir die Richtung beschreibt. Ihr müsst mich nicht führen.«

»Das schafft Ihr nicht. Das Wattland ist wie ein Irrgarten aus Pfaden, und es gibt tiefe Tümpel und Kanäle«, erklärte sie. »Das Meer kommt schneller herein als ein trabendes Pferd und breitet sich schneller über das Land aus, als ein Mensch laufen kann. Man kann im Schlamm stecken bleiben oder auf einem Pfad abgeschnitten werden, eingeschlossen vom Wasser. Es gibt Treibsand, den man nicht sieht, bis der Fuß darin versinkt und man ihn nicht mehr herausziehen kann. Nur wir, die wir hier geboren und aufgewachsen sind, überqueren je den Sumpf. Ich werde Euch hinbringen müssen.«

Er nickte. »Gott wird Euch hierfür segnen. Er muss Euch geschickt haben, damit Ihr mich führt.«

Sie sah skeptisch aus, als sei Gott in ihrem Leben nicht gerade großzügig mit seinem Segen gewesen. »Sollen wir jetzt gehen? Wir werden eine Weile brauchen.«

»Gehen wir«, entschied er. »Wie soll ich Euch nennen? Ich bin Pater James.«

Vor der Priesteranrede schauderte sie zurück. »So kann ich Euch nicht nennen! Da könnte ich genauso gut zu den Richtern gehen und mich auf der Stelle verhaften lassen! Wie lautet Euer richtiger Name?«

»Ihr könnt mich James nennen.«

Sie zuckte leicht mit den Schultern, als empfände sie seine Diskretion als kränkend. »Ich trage den Namen meines Ehemannes«, erwiderte sie. »Alle nennen mich Mrs Reekie.«

»Wie soll ich Euch nennen?«

»Nennt mich so«, sagte sie trotzig. »Da Ihr mir Euren wahren Namen nicht verratet, warum sollte ich Euch meinen verraten?«

Sie wandte sich von seinem überraschten Gesicht ab und ging vor ihm aus der Kirche, geduldig wartend, während er sich tief vor dem Altar verneigte, auf ein Knie ging und die Hand auf den Boden legte. Sie hörte, wie er im Flüsterton ein Gebet für seine und ihre Sicherheit sprach und für alle, die in dieser Nacht dem wahren Glauben Englands dienten, für den König in seiner grausamen Gefangenschaft und den Prinzen im Ausland.

»Mein Mann wird vermisst«, erklärte sie, als er zu ihr an die Tür trat. »Er ist schon seit über einem halben Jahr verschwunden.«

»Gott segne ihn und schütze Euch.« Er machte das Zeichen des Kreuzes über ihrem Kopf. Da sie die Geste

noch nie zuvor gesehen hatte, wusste sie nicht, dass sie den Kopf neigen und sich selbst bekreuzigen sollte. Seit beinahe hundert Jahren hatte sich in England niemand mehr öffentlich bekreuzigt. Man hatte die Angewohnheit abgelegt, und diejenigen, die immer noch römisch-katholischen Glaubens waren, waren sorgsam darauf bedacht, ihn im Verborgenen zu halten.

»Danke«, sagte sie verlegen.

»Habt Ihr Kinder?«

Sie öffnete die schwere Tür zum Portal, um sich zu vergewissern, dass der Friedhof verlassen dalag, und bedeutete ihm dann, ihr zu folgen. Im Gänsemarsch gingen sie zwischen Gräbern hindurch, wo die Steine so stark von Moos und Flechten überwuchert waren, dass sich nur vereinzelte Buchstaben erkennen ließen.

»Zwei, die noch am Leben sind«, sagte sie über die Schulter. »Ich danke Gott für sie. Meine Tochter ist dreizehn, und mein Sohn ist zwölf.«

»Und fischt Euer Sohn anstelle seines Vaters?«

»Das Boot ist auch verschwunden«, sagte sie, als sei das der eigentliche Verlust. »Deshalb können wir nur vom Strand aus mit einer Schnur angeln.«

»Der Herr rief einen Fischer zu sich, bevor er irgendjemanden sonst zu sich rief.«

»Ja«, sagte sie. »Aber wenigstens hat der das Boot zu Hause gelassen.«

Ihre Respektlosigkeit brachte ihn zum Lachen, und sie drehte sich um und fiel in das Gelächter ein, und abermals

sah er die helle Wärme ihres Lächelns. Es war so heftig und strahlend, dass er am liebsten ihre Hand ergriffen und sie dazu gebracht hätte, ihn weiter anzulächeln.

»Das Boot ist nun einmal so wichtig.«

»Das weiß ich sehr wohl.« Er packte die Schulterriemen seines Rucksacks, um seine Hände vor Versuchungen zu schützen. »Wie kommt Ihr ohne Boot oder Ehemann über die Runden?«

»Schlecht«, sagte sie kurz angebunden.

An der niedrigen Mauer aus rauen Flintsteinen am Rand des Friedhofs lüpfte sie ihren braunen Rock samt Hanfschürze und schwang, gelenkig wie ein Knabe, die Beine über den Zaunübertritt. Er kletterte ihr hinterher und fand sich wieder auf dem Strand, auf einem kleinen Pfad, nicht breiter als eine Schafstiege, mit Weißdornhecken, die sich von den Seiten neigten und oben trafen, sodass sie beide in einem Tunnel aus dichtem Laubwerk und krummen Dornenästen verborgen waren. Sie ging voraus, den Kopf gesenkt und die Ellbogen in ihr Tuch gewickelt, machte große Schritte in ihren Holzschuhen und folgte der launischen Bahn des schmalen Wegs. Das Meeresrauschen wurde ein wenig lauter, als sie eine Böschung hinunterkletterte, und dann befanden sie sich auf einmal auf freier Flur, im Schein des unbeständigen Mondes am blassen Himmel, auf einem Strand aus weißem Kiesel.

Oben auf der Böschung hinter ihnen stand eine große Eiche, deren Wurzeln sich durch den Schlamm

schlängelten und deren nach unten schwingende Äste sich tief zum Strand bogen. Vor ihnen lag die Marsch: stehendes Gewässer, Sandbänke, Gezeitentümpel, Schlamm, Schilfinseln und ein breiter, sich windender Kanal aus Wasser mit abzweigenden verschlickten Bächen, die über dem Schlamm anschwellen und daran leckten, in kleinen Wellen, die sich an ihren Füßen brachen.

»Foulmire«, verkündete sie.

»Ich dachte, Ihr hättet gesagt, der Hafen heiße Wandering Haven?«

»So nennen sie den Hafen in Chichester, weil er wandert. Sie wissen nie, wo die Inseln sind, sie wissen nie, wo die Riffe sind. Die Flüsse ändern bei jedem Unwetter ihr Bett. Aber wir, die wir darauf leben und all seine Veränderungen kennen, die wir unsere Pfade seinen Launen anpassen, die wir ihn als Schinder hassen, wir nennen ihn Foulmire.«

»Nach den Vögeln? Fowlmire? Vogelmarsch?«

»Nach dem Schlamm: faulig«, antwortete sie. »Beim geringsten Fehltritt hält er einen, bis das Meer kommt, und man ertrinkt und verfault. Wenn man sich befreit, stinkt man das restliche Leben lang nach Fäulnis.«

»Lebt Ihr schon immer hier?«, fragte er und wunderte sich über den Groll in ihrer Stimme.

»Oh, ja«, sagte sie. »Ich stecke im Schlamm fest. Als Pächterin unterstehe ich einem nachlässigen Herrn und kann nicht fort. Ich bin das Weib eines verschwundenen Mannes und kann nicht heiraten, und ich bin die Schwester

des Fährmanns, und er wird mich niemals ans Festland übersetzen und ziehen lassen.«

»Ist die ganze Küste so wie hier?«, fragte er und dachte an seine Überfahrt, wie der Kapitän sie im Dunkeln gesteuert hatte, an Riffen vorbei und über Untiefen. »Ist alles so unsicher?«

»Watt«, bestätigte sie. »Gezeitenland. Weder Meer noch Küste. Weder nass noch trocken, und keiner geht je von hier fort.«

»Ihr könntet fortgehen. Ich werde ein Schiff haben«, sagte er leichthin. »Wenn ich mit meiner Arbeit hier fertig bin, werde ich zurück nach Frankreich segeln. Ich könnte Euch die Überfahrt ermöglichen.«

Sie drehte sich um und sah ihn an, und erneut überraschte sie ihn, diesmal durch ihre Ernsthaftigkeit. »Ich wünschte zu Gott, dass ich es könnte«, sagte sie. »Aber ich würde meine Kinder niemals verlassen. Und außerdem habe ich entsetzliche Angst vor tiefem Wasser.«

Sie ging vor ihm, knirschend auf dem Kiesstrand, der sich zwischen dem Uferdamm und dem Schlamm mit dem versickernden Wasser wand. Vor ihnen wirbelte eine Möwe mit einem gespenstischen Schrei in die Lüfte. Der Fremde folgte dem Schatten der Frau über Kies und Schlamm und Treibholz, hörte das gleichmäßige Zischen, während das Meer irgendwo draußen im Dunkeln zu seiner Rechten stetig näher kam, Schlammبانke überflutete, das Schilf überspülte, unaufhaltsam weiter vordrang.

Sie kletterte einen Uferdamm hoch zu einem Pfad, der oberhalb verlief, über der Gezeitenmarke, und der Fremde ging hinter ihr zwischen Ginsterbüschen hindurch, wo die Farben der nächtlichen Blüten ausgewaschen waren und sie silbern statt golden leuchteten, doch in der Luft hing immer noch ihr Honigduft. Beim Schrei einer Eule ganz in der Nähe fuhr er zusammen. Da erblickte er sie, dunkel in der Dunkelheit, wie sie auf weiten stillen Flügeln davonkreiste.

Sie wanderten lange Zeit, bis der Rucksack auf seinem Rücken schwer wurde und er sich vorkam, als sei er in einem Traum und folge den hölzernen Absätzen ihrer Schuhe, dem dreckigen Saum ihres Rocks auf einem sich trostlos schlängelnden Weg durch eine Welt, die nicht nur ihre Farbe, sondern auch ihre Bedeutung verloren hatte.

Er richtete sich auf und flüsterte ein *Ave Maria* als Mahnung, dass es eine Ehre war, das Wort Gottes, die kostbaren Gegenstände für die Messe und ein Lösegeld für den König zu tragen. Er war froh, sich auf einem schlammigen Pfad an einer nicht kartierten Küste entlangzuschleppen.

Das Meer sickerte weiter ins Landesinnere, als kenne es keine Grenze. Er konnte sehen, wie das Wasser durch das Treibholz und Stroh auf dem Kies unter ihnen kroch, und jenseits des Uferdamms schwellen die Gräben und Tümpel an und flossen nach hinten ins Land, als sei dies, wie sie gesagt hatte, ein Ort, der weder Meer noch Küste war, als ebbe das Land selbst mit den Gezeiten ab und schwelle an.

Ihm wurde ein seltsames Zischen bewusst, das er schon eine Weile gehört hatte. Es übertönte das Plätschern des Wassers wie das Sieden eines riesigen Schmortopfes, wie das Blubbern eines Kessels.

»Was ist das? Was ist dieses Geräusch?«, flüsterte er und legte ihr eine Hand auf die Schulter. »Hört Ihr das? Ein schreckliches Geräusch! Seltsam, als würde das Wasser kochen.«

Völlig unerschrocken blieb sie stehen und deutete hinaus, mitten in das sich bewegende Wasser. »Oh, das. Seht, dort, dort draußen im Morast, könnt Ihr die Blasen sehen?«

»Ich kann nichts außer Wellen sehen. Gott bewahre uns! Was ist das? Es hört sich wie ein Brunnen an.«

»Es ist der Zischbrunnen«, sagte sie.

Er empfand eine kindliche Angst. »Was ist es? Was ist das?«

»Das weiß keiner«, antwortete sie gleichgültig. »Eine Stelle in der Mitte des Sumpfes, wo das Meer beim Hereinkommen kocht. Bei jeder Flut, also fällt es uns nicht weiter auf. Manchmal erregt es das Interesse eines Fremden. Ein Mann hat meinem Bruder gesagt, dass es wahrscheinlich eine Höhle ist, die unter dem Morast liegt, und die Blasen daraus emporströmen, wenn das Meer in sie hineinfließt. Aber keiner weiß es. Keiner hat die Höhle je gesehen.«

»Es klingt wie ein siedender Topf!« Das seltsame Geräusch entsetzte ihn. »Als würde die Hölle überkochen!«

»Ja, es ist wohl unheimlich.«

»Wie sieht es aus, wenn das Meer zurückweicht?«, fragte er neugierig. »Ist der Boden heiß?«

»Bei Ebbe hat es noch keiner gesehen«, erklärte sie geduldig. »Hingehen kann man nicht. Man würde versinken, und der Morast würde einen festhalten, bis man bei der nächsten Flut ertrinkt. Vielleicht ist es eine Höhle – und man würde reinfallen. Wer weiß? Vielleicht gibt es wirklich eine Höhle, die das ganze Meer in sich aufnimmt, das Wasser, das unter der Welt abebbt und anschwillt. Vielleicht ist es das Ende der Welt, hier in Foulmire versteckt, und wir leben die ganzen Jahre schon an der Schwelle zur Hölle.«

»Aber das Geräusch?«

»Man kann mit dem Boot drüberfahren«, schlug sie vor. »Es brodeln wie ein großer Kessel und zischt heftig. Manchmal ist es so laut, dass man es in einer stillen Nacht auf dem Friedhof hören kann.«

»Man kann raussegeln und es sich ansehen?«

»Nun, ich würde es nicht tun«, stellte sie klar. »Aber es ist machbar, wenn man sonst nichts zu tun hat.«

Er ging davon aus, dass in ihrem Leben nie ein Tag verstrich, an dem sie sonst nichts zu tun hatte.

Sie drehte sich um und setzte ihren Weg fort. An dem bedrohlichen Zischen, das lauter wurde, als der Uferdamm sich auf das Watt zukrümmte, und leiser, als sie sich entfernten, hatte sie keinerlei Interesse.

»Seid Ihr je zur Schule gegangen?«, fragte er, weil er versuchte, sich ihr Leben vorzustellen, wie sie hier in dieser trostlosen Landschaft lebte, so unwissend wie eine Blume. Als der Pfad breiter wurde, machte er ein paar größere Schritte und ging neben ihr.

»Ein paar Jahre. Ich kann lesen, und ich kann schreiben. Meine Mutter hat mir ihr Rezeptbuch und die Kräuter und ihre Fähigkeiten beigebracht.«

»Sie war Köchin?«

»Eine Kräuterfrau. Eine Heilerin. Jetzt mache ich ihre Arbeit.«

»Hat man Euch jemals vom alten Glauben erzählt? Hat man Euch die Gebete beigebracht?«

Sie zuckte mit den Schultern. »Meine Großmutter hatte mehr für die alten Bräuche übrig. Als ich noch ein Mädchen war, kam manchmal ein fahrender Priester ins Dorf und nahm den Leuten heimlich die Beichte ab. Manche der Älteren sprechen noch die alten Gebete.«

»Wenn wir zum Netzschuppen kommen, möchte ich gern mit Euch beten.«

Er sah den Anflug eines Lächelns. »Ihr tätet besser daran, für Euer Frühstück zu beten«, erwiderte sie. »Viel zu essen haben wir nicht.«

Der Pfad wurde schmaler, und sie gingen wieder im Gänsemarsch zwischen den von beiden Seiten auf sie zudrängenden Dornen hindurch. Irgendwo im Wald zu seiner Linken vernahm er das laute Zwitschern der Nachtigall, die zum blassen Himmel hinauf sang.

Noch nie, so dachte er bei sich, war er durch eine derart seltsame Landschaft mit einer derart fremdartigen Gefährtin gezogen. Er war seiner Berufung durch ganz England gefolgt, war von einem wohlhabenden Haus zum nächsten gefahren, hatte die Beichte abgenommen und den Gottesdienst gefeiert, gewöhnlich im Verborgenen, aber immer unter behaglichen Umständen. Dabei war ihm sein gutes Aussehen zuträglich gewesen. Er war von den reichsten Damen des Königreiches umhegt und von ihren Vätern und Brüdern respektiert worden, weil er für seinen Glauben sein Leben aufs Spiel setzte. Mehr als ein schönes Mädchen war auf die Knie gesunken und hatte verstörende Träume von ihm gebeichtet. Ihr Verlangen hatte ihn kaltgelassen. Er war Gott versprochen und gestattete sich keine Ablenkung. Als junger Mann von erst zweiundzwanzig Jahren genoss er die Gelegenheit, seine leidenschaftlichen Überzeugungen auf die Probe stellen zu können, und das Gefühl seiner eigenen Rechtschaffenheit.

Von Kindesbeinen an war er für die Kirche vorgesehen gewesen. Seine Lehrer hatten ihn unterwiesen und inspiriert und dann in die Welt geschickt, damit er im Geheimen reiste, sich mit Royalisten traf und sie über ihre Absichten aufklärte. Von einem belagerten Palast war er zum nächsten gereist, Gelder der vertriebenen Königin im Gepäck, Pläne vom gefangenen König, Versprechen vom Prinzen. Er war schon an gefährlichen und angsteinflößenden Orten gewesen – hatte in geheimen Kammern geschlafen, sich in Kellern versteckt, die Messe